

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

7. Jahrgang.

Mittwoch, 26. Jänner 1927.

Nr. 21.

Bezugs- Bedingungen.

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich	Ke 16.—
vierteljährlich	48.—
halbjährig	96.—
jährlich	192.—

Rückstellung von Abon-
namenten erfolgt nur bei Ein-
zahlung der Rückzahlungen.

Erscheint mit Ausnahme
des Montag (täglich) 21

Bruder, komm zum Militär . . . !

Die deutschen Agrarier und Christlichsozialisten haben sich mit offenkundiger Geschwindigkeit aus angeblich leidenschaftlichen Gegnern des tschechoslowakischen Regierungssystems in dessen selbstloseste Freunde und gehorhamste Diener verwandelt. Diese erstaunliche Metamorphose, zu deren Vollendung schon fast nichts mehr fehlt, kommt am deutlichsten zum Ausdruck in der Haltung der deutschen Regierungsparteien zum Militarismus. Wenn die Landbündler und Merkmalen heute nachlesen, was so etwa seit 4. März 1919 ihre Redner und ihre Zeitungen über die tschechische „Soldateska“ gegen die Rüstungen, über die Zustände in der Armee und über die Verfeinerung der tschechoslowakischen gerade durch den Militarismus gefaßt und geschrieben haben, und wenn sie das mit den Worten und Taten ihrer Parteiführer von heute vergleichen, so müssen die bürgerlichen Politiker, trotz ihrer an alles Mögliche gewöhnten Nagen von Hebelheiten befallen werden. Am Beispiel des Militarismus zeigt sich am sinnfälligsten der Gesinnungsschwandel und der Gesinnungsverrat der landbündlerisch-merkmalerischen Politik.

Sie haben, ohne mit der Wimper zu zucken, das riesenhafte Militärbudget geschluckt; sie haben, was keine Regierung der allnationalen Koalition wagte, einen Rüstungsstand auf elf Jahre hin möglich gemacht und mitgeschaffen, der geradezu eine Verflämung des arbeitenden Volkes unter den tschechoslowakischen Militarismus bedeutet; und sie unternehmen nicht einmal einen ernstlichen Versuch, den offenen Betrug zu verhindern, den die Militaristen an der Bevölkerung verüben wollen, indem sie sie um die verfassungsmäßig gewährleistete Verabreichung der Dienstzeit zu bringen beabsichtigen. Eine Zeitlang konnte man zwar hören, daß die Christlichsozialen innerhalb der Regierung gegen die Ausbreitung der achtzehnmönatigen Dienstzeit „kämpfen“. Nicht etwa, weil sie grundsätzliche Gegner des Militarismus und Freunde der Abkürzung wären — fällt ihnen gar nicht ein! Die schwarze Gesellschaft hatte vielmehr nur Angst, daß es sich an ihr doch zu bitter rächen könnte, wenn sie nun auch dieses Begehren des tschechisch-nationalistischen Imperialismus befriedigen hilft. Inzwischen sind sie aber draufgekommen, daß das Nationale auch an diesen „Besorgungen“ nur eine Verkleidung ist, daß auch die Forderungen des tschechischen Militarismus, die nicht im mindesten die Forderungen des tschechischen Volkes in seinem überwiegenden, arbeitenden Teil sein können, nur den Interessen des bürgerlichen Staates und seiner kapitalistischen Mächte entsprechen — und mit denen haben sich die deutschen Agrarier und Merkmalen nicht nur ausgeglichen, mit ihnen identifizieren sie sich vielmehr heute schon ohne Bedenken, ohne Rückhalt und ohne geringste Scham über die eigene Handlung, die ja eigentlich nur eine, von uns stets vorausgesetzte Rückverwandlung des deutschen Bürgerkunds zu jenen Funktionen ist, die es bis zum Umhurz in der Monarchie ausübte.

Der „Kampf“ um die vierzehnmönatige Dienstzeit ist von den deutschen Regierungsparteien nun aufeinander auch aufgegeben worden! Mit lauter Freude, nämlich anfällend und im Zeitdruck, daß die „Kroger Presse“ feststellen, daß der deutsche Christlichsoziale Abgeordnete Kunz in einigen Versammlungen in Nordböhmen sich nicht nur zum Militarismus, sondern im besonderen auch zu der Verbeibaltung der achtzehnmönatigen Dienstzeit bekannt hat. Und was dem Merkmalen Kunz recht ist, wird seinem Bruder Hinz weislich billig sein. Nun kann also auch dieses Verbrechen am Volke verübt werden — die Herren Srebia und Stamef haben nun auch dafür die Stimmen der deutschen Agrarier und Christlichsozialen so gut wie in der Tasche!

Nicht minder interessant aber, als das Be-

Der englische Säbel rasselt.

Die „kalmierenden“ Truppen sendungen nach China.

London, 25. Jänner. (Reuter.) Das Kriegsministerium verkündet, daß die Zahl der Truppen, welche nach China entsandt werden sollen, sich zusammensetzt: aus zehn Bataillonen der britischen Infanterie, zwei Bataillonen indischer Mannschaft, einer Tankkompanie und Hilfsmannschaften. Diese Truppen werden unter das Kommando des Generalmajors John Duncan gestellt werden, welcher sich noch heute nach Shanghai begibt. Die Mannschaft wird auf den schon bereitgehaltenen Dampfern eingeschifft werden.

London, 25. Jänner. (Reuter.) Generalmajor John Duncan, der zum Kommandanten der britischen Truppen in Shanghai ernannt wurde, ist bereits nach China abgereist. Seine Truppen setzen sich zusammen aus einer Division ohne Divisionsartillerie, da für die Sicherheitsmaßnahmen die Infanterie genügt. Der Divisionsstab wurde auf jeden Fall Gebirgsartillerie zugeteilt, welche im Falle der Notwendigkeit die Verteidigungsstellungen besetzen soll. Ein Teil der Truppen geht Ende der Woche nach den chinesischen Gewässern ab. Die Regierungstreue hören nicht auf zu betonen, daß die Truppen nach China entsandt werden, damit deren Anwesenheit kalmierend wirke und den Ausbruch von Ausschreitungen verhindere, andererseits deswegen, damit die Truppen Leben und Eigentum der britischen Staatsangehörigen im Falle der Gefahr schützen. Gleichzeitig aber legt die Regierung entschieden ihre verlässliche Politik gegenüber China fest, wofür der beste Beweis die Verhandlungen sind, die ihre dortigen Vertreter führen.

Unruhe in Shanghai.

Shanghai, 25. Jänner. (Reuter.) Obwohl noch keine Anzeichen vorhanden sind, aus denen geschlossen werden kann, daß Shanghai von der Kantonnarmee ernstlich bedroht sei, herrscht doch hier eine gewisse Unruhe. Insbesondere herrschen Befürchtungen wegen neuer Streiks,

welche leicht zu Ausschreitungen führen könnten. Auf jeden Fall ist es bedeutungsvoll, daß zahlreiche Frauen von Ausländern sich zur Abreise vorbereiten. Die Behörden treffen für jeden Fall die erforderlichen Maßnahmen.

Die australischen Arbeiter gegen eine Intervention in China.

Sidney, 24. Jänner. Die australische Arbeiterunion nahm an einer hier abgehaltenen Konferenz einstimmig eine Entschließung an, unerbittlich einen Feldzug gegen die Intervention in China zu eröffnen, um zu verhindern, daß australische Truppen oder australische Kriegsschiffe nach China geschickt werden.

Englische Pressestimmen.

London, 25. Jänner. Die Militärexpedition nach China ist nicht, wie der „Morning Post“ zufolge in ähnlichen Kreisen behauptet wird, zum Schutze Shanghais gegen die Kantonstruppen bestimmt. Die konservative Presse enthält sich eines jeden Kommentars. „Evening Standard“ billigt zwar die Maßnahmen der Regierung, verweist aber auf die Gefahren eines langwierigen, unruhmreichen und unmenschenwürdigen Krieges. Das Blatt legt die größte Hoffnung auf Abwendung des Krieges in eine energische, aber vernünftige Diplomatie.

Von den oppositionellen Blättern hält der „Star“ die Lage für beunruhigend und fordert die Veränderung des Parlaments. „Daily News“ verurteilt die Militärexpedition als imperialistisch und provokatorisch. Das Arbeiterorgan „Daily Herald“ schreibt gegen das Säbelrasseln. Im ganzen richtet sich aber die Kritik der Opposition nicht gegen Chamberlain, dessen Politik „Daily Chronicle“ als vernünftig und großzügig bezeichnet.

Nur Lord Parmoor, ehemaliges Mitglied des Kabinetts MacDonal, spricht in einem an die „Times“ gerichteten Schreiben sein Ersauern darüber aus, weshalb die kritische Angelegenheit nicht dem Völkerbunde, wozu sie gehört, vorgelegt worden ist.

kenntnis des Herrn Kunz zur Ansicht der „Steuer- und Soldatenbevollmächtigung“, ist auch der Grund, den er für die Verbeibaltung der achtzehnmönatigen Dienstzeit ins Treffen führt. Herr Kunz stützt sich dabei nämlich auf seine Erfahrung, daß jene, die vom Militärdienst zurückkommen, oft in tausendköpfiger Zahl arbeitslos bleiben. Deshalb meint er, soll man lieber für gewisse Kategorien, für „Familienhalter“ und so weiter, günstigere Bedingungen wählen, soll auf „Beruf“ und „Studium“ Rücksicht nehmen, soll in Gottesnamen den Reservistenfrauen eine ordentliche Unterstützung geben. Das erscheint Herrn Kunz „wichtiger“, als die ganze Frage der vierzehnmönatigen Dienstzeit, die also demnach für die deutschen Regierungsparteien im negativen Sinne erledigt ist.

Das Rezept ist einfach: den Bauern und Bürgern soll die Militärdienstzeit möglichst verkürzt werden — und dienen sollen für sie die Arbeiter und Arbeitslosen. Die Arbeitslosigkeit wollen die Christlichsozialen verringern und gleichzeitig dem bürgerlich-kapitalistischen Interesse dienlich machen, indem sie die Opfer der Arbeitslosigkeit in den Dienst gegen den „inneren Feind“ und zum Schutze des Eigentums einspannen. Bruder, du bist arbeitslos? Dir kann geholfen werden: Bruder, komm zum Militär, Bruder, laß dich werben! Und wenn du schon deine Zeit ungedient hast, so, so leg' dich noch was zu! Du weißt ja doch nicht, wenn du den Schiefpfeil wegwirfst, mit dem du für die anderen einexerziert wirst, ob sich ein Krampfen und eine Schänkel finden werden, mit denen du arbeiten kannst — für die Anderen!

Das nennt man christliche, Christlichsoziale Hilfe für jene, die Opfer der Wirtschaftskrise, der ständig wiederkehrenden Fieberkrankheiten der kapitalistischen Gesellschaftsordnung werden! Arbeitslose! Für euch ist kein Geld, keine Arbeit, kein Brot da, also sollt ihr es noch für eine Wohlthat ansehen, wenn ihr für Hinz

und Kunz vier Monate länger dienen könnt. Ihr könntet zwar einwenden, daß vielleicht Geld und Brot genug vorhanden wären, wenn Hinz und Kunz nicht jährlich Milliarden für den Militarismus aus dem Volkvermögen pressen, ihr könntet vielleicht zu bedenken geben, daß viel Rot schon allein dadurch gekübelt werden könnte, wenn die 315 Millionen, die jetzt jährlich dank der Hilfe der Landbündler und Merkmalen elf Jahre hindurch in den Rüstungsstand fließen werden, für produktive Arbeitslosenfürsorge verwendet würden. Ihr könntet also vorbringen, daß selbst in dieser Welt der Ausbeuter, Krasser und Pfaffen manches anders sein könnte, wenn die „friedlichen“ Grundbesitzer und die frommen Christen von Krieg und Massenmord sich abwenden wollten. Aber da kommt ihr bei Vetter Kunz schon an! Grundsätzlich gilt es, daß wir diesem Staot, den wir anerkennen haben . . . auch Steuern und Soldaten bewilligen müssen.“ Und natürlich Kanonen, Flammwerfer, Tanks und Giftgas dazu. Also spricht Gott der Herr durch den Mund des Abgeordneten Kunz. Und das Soldatenhandwerk betreiben sollen die Arbeiter und die Arbeitslosen. Denn so sind sie dem System, dem die Spina, Marx-Garting und Kunz endlich die lang verheimlichte Liebe männlich eingestehen, am wenigsten gefährlich. Und die nichts besitzen, sollen den Besitz der anderen schützen, die ihn nur zu genießen brauchen.

Wenn ein paar tausend christlichsoziale Arbeiter in Demut und Bescheidenheit diesen Hohn und diese Niedertracht gottgegeben hinnehmen wollen, so mögen Christlichsoziale und Landbündler mit ihnen die Wache vor Staat und Eigentum aufziehen. Die Rasse der Arbeiter wird hoffentlich aus diese deutschbürgerliche Großzügigkeit des tschechoslowakischen Militarismus und auf den eck plößlichen Dreh, den Arbeitslosen durch Unruhmüßigkeit beim Militär zu helfen, die richtige Antwort finden!

Das Spiel mit dem Feuer.

Von Peter Gartysh.

Zimmer öfter und eindringlicher klingt lautes Säbelrasseln aus dem Kremlin. Fast jedes Auftreten der bolschewistischen Führer wird von Warnrufen und Aufforderungen begleitet, die militärische Macht Sowjetrußlands zu stärken und sich zum Abwehrkrieg gegen den imperialistischen Block, mit England an der Spitze, zu rüsten. Wenn es sich aber früher in den bolschewistischen Markreden nur um die „Entscheidung Sowjetrußlands“, nur um die Bildung einer antifaschistischen Koalition, nur um die in der Ferne drohenden Interventionsgefahr handelte, so haben sich die heutigen Warnrufe, ihrem Ton und Inhalt nach, wesentlich geändert. Die bolschewistischen Führer bemühen sich jetzt mit allen Mitteln in Rußland wie im Auslande, den Eindruck hervorzuufen, als ob ein Heberfall gegen die Sowjetunion unmittelbar geplant werde und als ob ein Angriff in der aller nächsten Zukunft unvermeidlich sei.

Bucharin hat die letzte Moskauer Parteikonferenz vor das Problem der Kriegsgefahr in ihrer ganzen Schärfe gestellt: „Wir wissen nicht, ob es in der nächsten Zeit einen Krieg geben werde, aber wir wissen bestimmt, daß man einen Krieg vorbereitet. . . Es handelt sich, freilich, nicht um einen Krieg von heute auf morgen, wir können jedoch keine Garantien für Frühjahr oder Herbst geben.“ („Pravda“, Nr. 10.) Mit noch größerer Bestimmtheit hat sich der Volkskommissar für Inneres und der Vorsitzende des revolutionären Kriegsrates, Borschtchikow, ausgesprochen. Er hat durch seine Rede zum vorigen Mal die bekannte Wahrheit behauptet, daß das politische Auftreten der Kriegsmilitaristen stets an das Eindringen eines Geistes in einen Vorjohannaden erinnere. Boroschtchikow hat bereits im September in einer Ansprache an die roten Kommandanten erklärt: „Wir streben leidenschaftlich nach dem Frieden, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ein Angriff gegen uns stattfinden werde.“ In der letzten Parteikonferenz der Moskauer Organisation zog er aus dieser Beurteilung der augenpolitischen Lage folgende Schlüsse: „Wir befinden uns am Vorabend des Krieges. . . Die Weltbourgeoisie mobilisiert. . . Wenn nicht heute, so wird man uns morgen überfallen. . . Wir müssen uns deshalb in allerhöchster Frist physikalisch mobilisieren. . . Die rote Armee ist jeden Moment bereit, die Waffen zu ergreifen und ihre Pflicht zu erfüllen. . . Es ist notwendig, daß die Partei, so wie das ganze Land, sich dazu vorbereitet. . . Die Partei muß sich ernstlich mit der Vorbereitung zum Abwehrkrieg beschäftigen. . . Es ist notwendig, das Bewußtsein zu mobilisieren, die Arbeiterklasse der Sowjetunion zu militarisieren und diesen artharischen Geist der Masse der Bevölkerung einzupumpen.“ („Pravda“, Nr. 11.)

Das Säbelrasseln Boroschtchikows erregt, freilich — durch Bucharin theoretisch begründet — einen reinen „Verdichtungs“-Charakter. Beide schenken sich „Leidenschaftlich“ nach Frieden, beide predigen eine „demonstrative und aufrichtige Friedenspolitik“, beide sprechen nur von Abwehr und Verteidigung. Aber das Beispiel der Sotkriegszeit, als alle militärischen Staaten sich heftigst zum Krieg rüsteten, nur weil sie sich „leidenschaftlich“ nach dem Frieden sehnten, so wie das Beispiel des Weltkrieges, als alle kriegsführenden Völker sich nur „verteidigten“ (wenn auch auf dem Territorium des Gegners), lehrt uns, daß die Verteidigungstheorie des Militarismus an sich kaum überzeugend wirken kann. Die bolschewistische „Friedensfertigkeit“, die die oben erwähnte Außenpolitik Sowjetrußlands deckt, ist genau so verdächtig, wie die „Friedfertigkeit“ der imperialistischen Staaten, die am Tage nach dem letzten Kriege den Rüstungswettlauf wieder aufgenommen haben. Die Arbeitsgemeinschaft der roten Armee und der deutschen Reichswehr zum Zwecke der gemeinsamen Herstellung und Verteilung von Granaten, Giftgasen usw. läßt unter berechtigter Mißtrauen gegen die tschechoslowakische „Friedfertigkeit“ noch nicht

Welche Ziele verfolgen die bolschewistischen Warnrufe Bucharins, der die Antimilitaristen entgegen bemüht ist, sowie die unvermeidlichen Auswirkungen Boroschtchikows, soll über die „Mobilisierung des Bewußtseins“, die „Militarisierung der Arbeiterklasse“ und die „rote“ „Rüstung Sowjetrußlands“ auf der militärischen Unruhmüßigkeit eines angeblich bevorstehender Angriffes zurückzuführen sein? Trübt der Feind im Wirklichkeit vor den Toren? Warten denn in der Tat „Englands Bosollen“ — Rumänien, Polen,

Verland, Litauen, Estland und Finnland — nur auf Chamberlains Signal, um gegen Sowjetrußland loszuschlagen?

Die internationale Lage ist freilich sehr gespannt. Die letzten Ereignisse an den beiden Küsten des Pazifischen Ozeans — in China und in Zentralamerika — drohen mit sehr ernstlichen Entwicklungen. Das Verhältnis der imperialistischen Staaten, insbesondere Englands, gegenüber Sowjetrußland, läßt in der Tat viel zu wünschen übrig. Die Randstaaten betrachten mit wachsender Angst das Erstarken ihres unruhigen Nachbarn. Es wäre leichtsinnig, den politischen Horizont als wolkenlos zu bezeichnen. Jedoch haben in derselben Parteikonferenz manche Bolschewisten der herrschenden Richtung gegen die bucharinischen Alarmrufe Einwendungen erhoben und darauf hingewiesen, daß die Kriegsgefahr übertrieben sei. Die scharfen Interessengegenstände zwischen den imperialistischen Staaten selbst, schließen, ihrer Meinung nach, eine unmittelbare Angriffsfahrt aus und das um so mehr, als auch die Arbeiterklasse Westeuropas keinen bewaffneten Angriff gegen Sowjetrußland zulassen werde.

Es versteht sich von selbst, daß die Gefahr einer bewaffneten Intervention sich noch mehr verringern würde, wenn die bolschewistische Regierung selbst die Abenteurerpolitik des roten Imperialismus unter dem Deckmantel der Weltrevolution, aufgibt. Leider ist sie weit davon entfernt. Auch jetzt ist das Söldnerheer der Bolschewisten gewissermaßen nichts anderes, als eine Art militärischer Demonstration gegen England, das gerade jetzt, infolge der Ereignisse in China, eine besondere Empfindlichkeit an den Tag legt. Andererseits bezwecken die Alarmrufe aus dem Kreise den Versuch der Wiederbelebung der ziemlich abgeschliffenen Sympathien der westeuropäischen Arbeitermassen Sowjetrußland gegenüber und das um so mehr, als die Sowjetmacht die Arbeitermassen Westeuropas — in gleichem Maße wie die ungebildeten Volksmassen des revolutionären Chinas — offen als eine eigene Reserve im Kriegsfall betrachtet.

Trotz alledem verfolgen die Alarmrufe nicht so sehr als innerpolitische Ziele. Die Schaffung einer Atmosphäre der unmittelbaren Kriegsgefahr soll offenbar die Diktatur stärken, die in den gegenwärtigen Bedingungen des friedlichen Wiederaufbaus auch den letzten Schimmer einer Parteiberechtigung verloren hat. Das Alarmglocke soll die Aufmerksamkeit und Aktivität der werkschließenden Massen von den innerlichen Schwierigkeiten nach außen hin ablenken. Es soll den Kriegsgott der roten Armee stärken und ihre nationalgeheimen Oberhäupter enger an die Sowjetregierung knüpfen, die die Großmachtspolitik — wenn auch unter dem Banner der sozialen Weltrevolution — entschlossen durchführt.

Aber das Hauptziel des Söldnerheeres und des Alarms scheint vor allem durch das Bestreben verurteilt zu sein, die Parteiposition zur restlosen Wasserfestigkeit zu zwingen. Bucharin führt in der Parteikonferenz aus, daß die Partei die drohende Kriegsgefahr mit einem „wie dogmatischen Zusammenschluß ihrer Reihen“ beantworten müsse. Wenn man diese Worte in die Sprache des innerparteilichen Kampfes übersetzt, so bedeuten sie die Forderung einer sofortigen, endgültigen und bedingungslosen Unterwerfung der Parteiposition. Aber auch diese scheint die Gründe dieses Manövers richtig verstanden zu haben. Manche von ihnen wiesen darauf hin, daß die Parteimehrheit absichtlich durch die angebliche Kriegsgefahr die Parteimassen „einzuschüchtern“ versuche und freventlich mit der Kriegsgefahr spiele.

Bei der Beurteilung des von den Bolschewi-

sten hervorgerufenen Kriegsalarms, müssen unbedingt auch die allgemeine politische Lage und die Bedingungen berücksichtigt werden, unter denen das Kriegespiel von S. S. und seiner Gefolgschaft getrieben wird. Sowjetrußland treibt unter dem Druck der unlöslichen Widersprüche und der innerlichen Umgestaltung der Diktatur, im beschleunigten Tempo dem mathematischen Punkt des Bonapartismus entgegen. Die Zustimmung der ganzen Politik auf das Kriegespielproblem rückt unvermeidlich die rote Armee in den Vordergrund, der eine außerordentlich starke Position im Staate eingeräumt und die gewissemaßen dazu angepornt wird, als „Ketterin des sozialistischen Vaterlandes“ und als Ruhe- und Ordnungsstifterin im Lande selbst aufzutreten. Nur durch politische Blindheit kann man dieses Aufwiegen der Kriegsinstrumente in den Bevölkerungsmassen, diese herausfordernde und abenteurerische Außenpolitik begreifen. Sehen die leninischen Nachfolger nicht ein, daß sie selbst, sozusagen eigenhändig, die psychologischen Voraussetzungen für einen Staatsstreich im Stile des 18. Brumairs schaffen?

Die Arbeiterklasse Westeuropas ist verpflichtet, mit allen Kräften und mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln jeden Versuch eines bewaffneten Angriffs gegen Sowjetrußland zum Scheitern zu bringen. Aber sie muß auch gleichzeitig gegen die bolschewistische Abenteurerpolitik, gegen das verbrecherische Spiel mit dem Feuer auf das entschiedenste protestieren.

Inland.

Der Obstruktionsprojek.

Das Verweigerungsverfahren vor dem Abschluß.

Prag, 25. Jänner. Am heutigen 7. Verhandlungstage gegen die fünf Abgeordneten wurden zunächst noch einige Fragen vernommen.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Prozel erklärt, daß er Kneißl zu der Zeit, als die Holzstülk geworden wurde, auf der Präsidententribüne sah. Kneißl ist so nahe dem Plaque des Abgeordneten Danko, daß die Verwundung hätte enger ausfallen müssen, wenn Kneißl wirklich aus dieser Nähe geworfen hätte. Auf die Frage Dr. Kloudas nach seinem Urteil über das Vorgehen des Präsidiums erklärt Prozel: Wenn das Präsidium auf der Höhe gewesen wäre, hätte es nicht zu den bekannten Ausritten kommen können. Die Geschäftsordnung gibt dem Präsidium genügend Mittel an die Hand, die es im Interesse der ungestörten Verhandlung zu gebrauchen verpflichtet ist.

Abgeordneter Gersl hält es ebenfalls für ausgeschlossen, daß Kneißl Danko verwundet hätte, da Kneißl zu dieser Zeit auf der Tribüne war, von wo er der Opposition Zeichen gab. Die Ermahnungen des Vorsitzenden waren nicht zu vernachlässigen und Danko ging über die Anträge der Opposition hinweg, ohne über sie abstimmen zu lassen. Wenn der Vorsitzende seine Pflicht getan hätte, müßte jetzt nicht der Staatsanwalt und das Gericht ihre Pflicht tun. Auf eine Verwahrung des Staatsanwaltes erklärt Gersl, daß der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses verpflichtet ist, die Geschäftsordnung zu handhaben, wenn die Verhandlungen ernstlich gefährdet sind.

Der Vorsitzende O. L. G. A. Robořny verkündet sodann, daß der Zeuge Dr. Mičura sich telegraphisch entschuldigt hat. Er wird sich morgen dem Gerichte stellen. Abgeordneter Běchyně, der gleichfalls als Zeuge einvernommen werden sollte, ist krank; im Einvernehmen mit der Verteidigung wird sein beim

Untersuchungsrichter abgelesenes Protokoll verlesen. Darin bestätigt er im großen und ganzen Kneißls Verantwortung.

Das Gericht entscheidet daraufhin nach kurzer Beratung, daß alle weiteren Anträge der Verteidigung auf Entnahme weiterer Zeugen abgelehnt werden. Sodann wird die Verlesung verschiedener Akten fortgesetzt. Zunächst werden Teile aus dem stenographischen Protokoll der Sitzungen vom 9., 12. und 19. Juni verlesen. Sodann wird auf Antrag Dr. Kloudas der Bericht der Minderheit des Immunitätsausschusses über die Auslieferung der angeklagten Abgeordneten zur Verlesung gebracht, der aus sachlichen und prinzipiellen Gründen die Auslieferung der Abgeordneten ablehnt. Endlich wurden auch die diesbezüglichen Reden der oppositionellen Abgeordneten bei der Verhandlung des Auslieferungsbegehrens im Plenum des Hauses verlesen. Zum Schluß wurde das Verzeichnis der Vorstrafen der Angeklagten verlesen und die Verhandlung sodann auf Mittwoch vormittag vertagt.

Morgen wird noch der Zeuge Dr. Mičura einvernommen werden, worauf der Staatsanwalt sein Plädoyer halten wird.

Der Regierungseintritt der Deutschen — eine Verzweiflungstat der notleidenden Agrarier.

Der Herr Minister Spina hat auf dem Reichsparteitag der Agrarier in Reichenberg eine seiner Verteidigungsreden gehalten, der man bei aller Großsprechererei anmerkt, daß der Minister schon heute einen organischen Schaden hat, wenn er kommen der Wahlen gedenkt. Das Spina über den nationalen Ausbruch erzählt, unterschiedet sich nicht von seinen bereits früher verpönten Phrasen über die Schindeln von Deutschen und Tschechen, über den Schatz der Heimat, die nun einmal in diesem Staate liegt, und über die Besöhnung, die mit der Zeit schon kommen werde. Wie sein Kollege Džur-Džurung ist auch Spina von einer Engelsgeburt. Er vertagt sogar den nationalen Ausbruch auf spätere „Versuche“, scheint die Hoffnung, selbst etwas zu erreichen, begraben zu haben.

Der Ansturm in diesem Sinne muß immer wiederholt werden, bis die Wauer eintrifft, die das friedliche Zusammenleben der Völker verhindert.

Das heißt mit anderen Worten, Herr Spina stellt sich das friedliche Zusammenleben der Völker als Ergebnis einer ganzen Serie aktivistischer Kapitulationen vor. Immer wieder muß man zu Kreuze kriechen, bis es besser wird. Wenn sich die Bürgerlichen aber nicht sehr beeilen, können sie durch die nächsten Wahlen überrascht werden und die Gelegenheit zu neuen „Versuchen“ dürfte ihnen dann genommen werden.

Gelungen aber ist die Motivierung des Regierungseintritts der Agrarier durch Spina. Er stellt ihn als eine Verzweiflungstat der notleidenden Agrarier dar und behauptet fälschlich:

„Die bittere wirtschaftliche Not war der Anlaß, daß sich das ereignete, was im alten Komplexen Böheimen als Wunder erscheinen mußte, deutsche und tschechische bürgerliche Parteien fanden sich in wirtschaftlichen Fragen.“

In einer anderen Stelle wieder:

„Der bei uns bei unsrer Arbeit, die bei der verzweifeltsten wirtschaftlichen Not dringend geboten war, in den Arm fällt, ist entweder wahrhaftig oder ein schlechter Mensch.“

Wahrhaftig sind es aber schlechte Menschen, die den Spina daran hindern wollen, den notleidenden Agrariern und Bauern aus der verzweifeltsten Situation zu helfen. Es ist kein Zweifel, daß er energisch zugegriffen und die Großgrundbesitzer über die ärgste Not gerettet hat. Es werden immerhin einige tausend Familien von Grundbesitzern und Großbauern zusammenkommen, die ehrlieh leben können, ihnen sei durch die Rolle der Prosti vergrößert worden. Daß dabei einige hunderttausend Proletarier, Arbeiter, Kleinbauern und Gewerbetreibende auf den Hund gekommen sind, daß wir einer Viertelmillion Arbeitslose, joblose Kurzarbeiter und einige Millionen hungriger Mäuler im Staate haben, das ist ja nicht Sache des Herrn Ministers Spina. Die Verzweiflung äußert sich eben verschieden; die einen greifen in der Verzweiflung, angesichts ihrer hungernden Kinder und einer trübseligen Wirtschaftslage, zu Streik und Revolte, um ihrem Proletariatsdasein ein Ende zu machen, die anderen senden ausdauernde Verzweiflung ihre Minister in die Regierung, weisen auf die Mißstände und völkischen Belange und verschaffen sich auf Kosten des hungernden Volkes eine Proletariatshebung. Das nennt man aktivistische Realpolitik, und solange die Arbeiter dies nicht verstehen, kann ihnen allerdings nicht geholfen werden. Darum ist es sehr zu begrüßen, daß ein Minister sie ab und zu einmal darüber aufklärt.

Außenausschuß des Senates

Venez ist der alte geblieben.

Nach kurzer Debatte wurde in der gestrigen Sitzung das Uebereinkommen von Bern über die internationale Regelung des Verlebens von Angehörigen von Senatoren an den anwesenden Minister Dr. Benes.

Senat Dr. Heller fragte über die Vorgänge, welche zu einer Schwächung der Kleinen Entente führten, weiter über das Verhältnis zu Rußland, über die Nachrichten betreffend den Abschluß eines Konkordates mit dem Vatikan und die Abschaffung der Papsthoheit. Der Minister erklärte selbstverständlich, daß die Kleine Entente vollständig unerschüttert sei, daß alles im gegenwärtigen Einvernehmen gelte und jeder Teil seine auswärtigen Beziehungen frei regeln könne. Er würde es begrüßen, wenn auch Ungarn mit den Nachbarstaaten und mit Italien zu einer Regelung der Beziehungen käme. Die Königsfrage werde streng im Sinne der bestehenden Verträge geordnet werden. Was das Verhältnis zu Rußland betrifft, so bleibe er persönlich bei seinem früheren Standpunkt: geändert habe sich in der Zwischenzeit nichts. Verhandlungen über den Abschluß eines Konkordates mit dem Vatikan bestanden nicht.

Das die Abschaffung der Papsthoheit anlangt, so unterstütze das Ministerium des Äußern deren Beseitigung, doch habe das Ministerium des Innern aus Gründen der Sicherheit gewisse Bedenken; die Angelegenheit beschäftigt jetzt eine besondere ministerielle Kommission. Eine Anfrage des Senators Dr. Witl betreffend den Status und die Verordnungsverhältnisse im Auswärtigen Amte beantwortet der Minister dahin, daß seit ungefähr drei bis vier Jahren die Verhältnisse dieselben seien wie in den übrigen Ministerien, allerdings müsse bei selbständigen Stellen besonders im Ausland auf die Befähigung Rücksicht genommen werden. Die Ausfuhr der Emigranten seien sehr schlecht, da die Vereinigten Staaten von Amerika das Kontingent herabgesetzt haben und die Auswanderung nach Südamerika von fraglichem Werte sei. Auch aus Frankreich

Die Entfugung.

Eine Kloster-Erzählung

von Gerhard Färber.

Aufgelöste Menschen, willenslos hingegeben dem freien Lauf der Gefühle, erzählten sich die Frauen, was wir wissen. Sie werden nun wirklich engbefreundet. Nicht nur dadurch, daß Franziska klar bewies, daß sie Augustinus krank nicht liebt, rüde sie der Marie näher, sondern dadurch, daß sie ihr Inneres öffnete, nahm sie der anderen die Schwärze. Franziska wurde heute gar über etwas anderes klar. Daß sie mehr Anspannung auf Fritz Günther machte, als auf andere Menschen. In dieser Nacht blieb sie bei Marie, denn es kam das Kind! Ein kleines blaßes, schwaches Neugeborenes. Marie litt sehr viel. Franziska sah nur entsetzt, wie Marias Konvulsionen zerrig und rüde nun, erkannte, was auch sie wollte.

Nun kamen Tage des elendsten Kampfes um das Phantom der Keuschheit! — Noch liebte sie nicht, aber sie war heiß von einer unerlösten Begierde! Stundenlang lag sie im abendlichen Zimmer und blätterte in der Bibel, während sich ihre Arme aneinander wandelten. Nicht mehr um des Klosters willen war sie keusch, sondern weil ihre Seele sich eingekapselt hatte in einen natürlichen Klosterkleid der Angst — daneben wieder lauerte in ihrer Seele der Schrei nach der Befriedigung. Wann kam die Liebe, wann kam die Erlösung, die alles: Elternangst, Klostergelübde und Ordnung, was in ihr noch gegen sie wütete, umstießen mußte. Fritz Günther begann sich wieder aufzubringen, aber ihren sie nicht, bei Franziska war nur sein Phantom, wo war er selbst? Fritz Günther sah jetzt weiß in seiner „Roge“ wie er sein kleines Zimmer nannte! — er war müde, unzufrieden, angeleitet von seiner

Krankheit. Da er bei seinem Meister wohnte, der ihm dafür eine Summe vom Lohne strich, und da er nur eine eigene Bettstatt besaß, hatte er diese mit ausgeschlittenen Porträts aus der Gartenlaube besetzt. Da war Rignon, der blinde Hofmachers Kind, Bella und so manche andere himmelstürzende Schönheit. Er begann von absonderlichen Gefühlen bewegt Geize zu spielen, legte diese Beschäftigung aber bald wieder aus der Hand, weil er kein besonderes Geschäft zeigte, viel zu ungeduldig war und viel zu rasch einen Erfolg verlangte. Er wollte irgend etwas Sentimentales machen, das heißt er wollte nichts davon, daß er sentimental war, er wollte nur irgend etwas wunderbar Trauriges erleben. Er wollte plötzlich alle Menschen weinen sehen. Nahezu zunächst die, die es nicht einmal wert gefunden hatte, von ihm Abschied zu nehmen. Daß er selbst weggelassen war, das hatte er schon vergessen. Er wollte alles, was dünne Jungen wollen, wenn sie verliebt sind, die ja dann nicht wissen, was sie vor Abenteuerlichkeit anstellen sollen, und kommen anderen vernünftigen Menschen daher unglaublich lächerlich vor. Und Günther war allem noch unbeschaffen und einsam! Vielleicht war sein ganzes Begreifen einfach zu nennen, ja mehr noch, als das, unshuldige Unwissenheit! Wie oft ist das im Leben überflüssig, wie oft tun das Menschen und sind dann noch stolz auf diese Heldentat und ahnen nicht, wie viel Enttäuschungen hier von der Mutter Zufall an diesen banalen Dingen befrachtet, gedoren werden. Wir sind noch nicht am Ende. Dammals als Günther im Krankenbause gelegen war, hatte ihm die „Schwester“ einer feinsten Pellargonie geschenkt. Nun als er alle Unversorgten durchgegangen war, kaufte er Blumen, weil er bedrückt war und sich schämte, keine Pellargonie, sondern Tulpen, Zimmer-ann, myrtanisch, Kolleen, auf deren Pflanz er sich gar nicht verstand. Er wollte davon geben, begann sich aber und deutete mit hochrottem Ge-

sichte auf eine kleine Pellargonie. Nun doch! Das Lachen brach ihm erst nicht, und so deutete er noch mehrere Male stumm auf die Pflanze und sagte mühsam zuletzt „das da“ und zwar in großem Ton, den er oft in rastlosen Augenblicken hören ließ. Dann zahlte er mit seinen ganzen Ersparnissen und rüde mit dem Berg Blumen ab. Das war eine Zeit lang seine Freude. Zuletzt ging das kleine thachtliche Gewächs ein, weil er es Tag für Tag gelüßt hatte.

Franziska war einem Nervenzusammenbruch nahe. Das Wort Günther war für sie Grund zu amorfartigen Zusammenbrüchen der Welt! Einmal zerrig sie in blinder Raserei das Federbett und tobte und tollte in dem Wirbel der kleinen weißen Federn umher. Günther war für sie nicht eine einzelne Person, sondern das Tor zur Freiheit, zur Entloftung der Welt. Er war das Symbol Mann — das sie ihrer Schwäche entbehren sollte. Heute aber war Franziska ruhig! Ganz klar, es lag eine Stille vor dem Sturm über ihr! Einige Zeit sah sie wie tot, dann raffte sie sich nun zum Lechten auf: Die Bittende, Gelebende zu werden. Heute barßen die Tore anstößiger Schwärze! Sie wollte hin zu Fritz Günther oder doch wenigstens zu seinem Hause, und wenn sie ihn nicht fand, oder sein Haus, so doch in seine Gasse! Sie stürzte zum Schranz, rief alles heraus, ließ Schmeicheln, Wöschgefäße und ungebrauchte Kleidungsstücke witz durch einander liegen und machte sich schnell fertig. Sie war aufgegragt wie alle in ihrem Leben, wie nur ein Mensch mit verknäueltem Haar, — rasch, rasch gepulvert. Die Lippen bemalt und dann fort! fort! Sie lief hin zur Quelle, zur Reinigung zum Wasser! Sah nicht die Strahlen, nicht die einbrechende Dunkelheit, merkte nicht, daß ihr die Zähne weiden, daß sie den ungewohnten Säcklein durch die Gasse schleppte. — Nichts! Nichts! — Die Mutter rufe war ganz leer; sie trat auf eine laute Nase, erschrak,

schrak auf und ein altes Weib lagte mit knarrenden Stimme: Wer schreit hier denn und das benützte sie und fragte rauh: Fritz Günther such ich! Man kannte ihn in der Straße und sie erbielt zur Antwort: Linienstraße 67b, Souterrain, erste Türe links bei Krellhuber. Sie triff noch ein Kind und fragt wieder: Fritz Günther, einen von der Wache und Schließgesellschaft, Fritz Günther? alle diese nicht mehr ganz sinnvollen Fragen werden mit stummen Fingerzeigen nach dem Haus beantwortet. Links das Haus ist es. Franziska bleibt stehen und jetzt hat sie Angst, jetzt denkt sie, was er dazu sagen würde und hat noch größere Angst, aber das hatte sie früher überlegen sollen, jetzt muß sie handeln. Ihr klopft das Herz wie eine Mühle. — Sie möchte jetzt alle Menschen lieb haben und sich bei ihnen vertrieben können, hört aber die Welt der Wirklichkeit weit, weit weg verlaufen: Sie ist allein! Jetzt wird sie ganz klein, was soll sie tun? Vergessen das Ziel des Hoffes, die Wut, die aufgeregte Gier. Niemand kümmert sich jetzt um sie, wie soll sie das Schwere durchführen? Keiner ist da, der ihr zuredet, ihr rät, ihr hilft! Sie sieht ins wahre Gesicht der Welt: Weint — starrt in die Arme — ruft die Mutter. . . .

. . . . und Günther? Heute früh hat er die kleine Pellargonie tot gesehen. Wie bei einem instinktiven Tiere tritt bei ihm nun der Umschwung ein: Alle Romantik, alles Pathos, alles ist weg. — Und sie hat mich doch verlassen“, wütet er in verkehrter Logik. „Und nun verlaße ich sie!“ schreit er, daß Frau Krellhuber erschreckt ins Zimmer gliht. Er reißt die Bilder von seiner Bettstatt und wirft den Blumentopf auf den Müll, daß es sberst. Abends zieht er seinen großen grauen und unvortheilhaften Sonntagstrocken und putzt sich Fingernägel und Schuhe. Er geht ins Restaurant „Ausflug“ in die Tanzdielen.

(Fortsetzung folgt.)

Volkswirtschaft.

Konzentration des Finanzkapitals in der Tschechoslowakei.

Das „Antarktische Expeditionskorps“. In zahlreichen Zeitungen erschienen dieser Tage Anrufe des Kommandos des Antarktischen Expeditionskorps. Geführt wurden Männer und Frauen, die sich gegen hohe Vergütung auf fünf Jahre für eine Forschungsreise verpflichten wollten. Tausende von Bewerbungen gingen ein und es wurden die besten ausgewählt. Die Antarktische Expedition wurde auf das Unternehmen aufmerksam und ermittelte als Bewerber einen 37-jährigen „Kaufmann“, der erst vor kurzem aus dem Gefängnis entlassen worden ist. In seiner Wohnstadt fanden sich Tische von Briefen. Dem Schreiber war es nur um das Rückporto zu tun. Er wurde festgenommen.

Eine norwegische Schiffsbemannung ermordet? Am 30. Dezember 1924 war in den Schären von Goro (Norwegen) ein von der Besatzung verlassenes Sechshundfängerschiff gefunden worden. Vergänglich verfaulte die Besatzung, den Verbleib der Besatzung des Schiffes aufzuklären. Die Mannschaft blieb verschwinden und wurde tot erklärt, obwohl das Schiff selbst völlig in Ordnung war. Man soll ein in einem norwegischen Krankenhaus gestorbenen deutscher Matrose auf dem Tischbein gefunden haben, daß er zusammen mit der Besatzung eines deutschen Schmugglerschiffes die Besatzung des Sechshundfängers ermordet und auf hoher See ins Meer geworfen hätte. Die norwegische Bemannung sei an Bord des deutschen Fahrzeuges gekommen, um Alkohol zu kaufen. Dabei sei es zu Auseinandersetzungen gekommen, die mit der Bluttat endeten. Die norwegische Polizei fahndet nunmehr nach weiteren deutschen Matrosen, die an der Tat beteiligt sein sollen.

Das Mädchen auf dem Dach. In der Nacht zum Sonntag rief in Berlin ein Mädchen auf dem Dach eines Hauses der Großen Frankfurter Straße, in der Nähe des Alexanderplatzes, laut um Hilfe. Gleichzeitig warf es einen Zettel herunter, der die Anfräherung enthielt, es werde sich das Leben nehmen, wenn ihm nicht Hilfe zuteil werde. Als die alarmierte Feuerwehr eintraf, war das Mädchen wieder vom Dach verschwunden. Es wurde, bereits lebenslos, in der mit Gas angefüllten Wohnung eines Wärders aufgefunden, erholte sich im Krankenhaus aber rasch wieder. Die Lebensstunde war vor einigen Tagen ihren Eltern entlaufen und hätte den Vätern kennen gelernt, der dem Mädchen in seiner Wohnstube Erbschaft gewährt. Wenn er zur Arbeit käme, schloß er die Wohnung jedoch ab und das Mädchen ein. Dieses wurde entweder ängstlich oder der Gefangenenschaft überdrüssig und versiel auf diesen Verhängnisverlauf.

Neue Sirene. Zur Verhütung irrtümlicher Auslegungen wird die Öffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht, daß heute zwischen 11 und 13 Uhr in Prag Versuche mit einer neuen elektrischen Sirene gemacht werden.

Deutscher Volkstrauertag 1927. Der deutsche Volkstrauertag zum Andenken an die im Weltkrieg Gefallenen soll am 13. März durchgeführt werden. Die Veranstaltung der Heeren liegt in Händen des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

In einer kinderreichen Gegend Berlins beobachtet ein alter Herr einen kleinen, drohenden Jungen. „Sag mal, wo's Kleiner“, fragt er ihn freundlich, „weil'st du Schweißperle hast du denn?“ — Der Kleine sieht den Alten verwundert an, und schon ist sich ein größeres Mädchen in die Unterhaltung: „Hat ihr keinen Jued, wenn Sie den fragen, der kann doch bis achte zählen.“ (Berliner Illustrierte 316.)

gungen und die or an'se s'elbe P'elligung des politischen Einflusses der ROK, in jedem Lande.“ Punkt 9 sieht vor: „Die gegenseitige Annäherung zwischen den Verbänden der ROK und den Einheitsgruppen in jedem Lande, gemeinsame Aktionen auf Grund eines konkreten Programms, den gemeinsamen Kampf gegen die reformistische Theorie und Praxis und die Umstellung der gesamten Gewerkschaftsbewegung auf das Prinzip von Industrieverbänden.“

Punkt 14 verlangt die Herstellung einer engeren Verbindung zwischen den Gewerkschaften der Sowjetunion und denjenigen Gewerkschaften, die der ROK angehören.“

Aus den übrigen Punkten geht hervor, daß die russischen Gewerkschaften immer noch für die Gründung einer neuen an die Stelle der IGB, tretenden Gewerkschaftsinternationale sind, von der bekanntlich die im IGB zusammengeschlossenen Gewerkschaften — die britischen Gewerkschaften inbegriffen — offiziell nichts wissen wollen. Am übrigen denken die Russen weniger als je an den Beitritt zum IGB. Aus diesem Grunde wäre wohl die Annahme, der von den englischen Delegierten auf der Ausschusssitzung des IGB vorgeschlagenen Resolution überflüssig gewesen. Denn die'se sieht die Aenderung einer Konferenz ohne Vorbedingungen zwischen Amsterdam und den Russen unter der ausdrücklichen Voraussetzung vor, daß sich eine solche Konferenz aus Vertretern des IGB und des russischen Gewerkschaftsrates zusammensetzen soll.

Internationaler Gewerkschaftskongress.

1.—6. August 1927. — Die Tagesordnung.

Die Tagesordnung des vom 1.—6. August 1927 in Paris aberaumten 4. internationalen Gewerkschaftskongresses lautet wie folgt:

1. Eröffnungsrede des Präsidenten; 2. Wahl der Mandatprüfungskommission und anderer Kommissionen; 3. Geschäftsbericht des Vorstandes, Kassenbericht und Bericht der Revisoren; 4. Der organisatorische Aufbau des I. G. B.; 5. Bericht: Arbeiter in der Gewerkschaftsbewegung; 6. Bericht: Arbeiter in der Gewerkschaftsbewegung; 7. Bericht: Arbeiter in der Gewerkschaftsbewegung; 8. Bericht: Arbeiter in der Gewerkschaftsbewegung; 9. Bericht: Arbeiter in der Gewerkschaftsbewegung; 10. Die wirtschaftliche Weltlage; 11. Abrüstungsfrage und Kampf gegen Krieg und Militarismus; 12. Wahlen: a) Wahl der Länder, aus deren Vertretern sich der Ausschuss zusammensetzen soll; b) Wahl der Mitglieder des Ausschusses; c) Wahl der Sekretäre; d) Wahl des Landes, in dem der nächste Kongress stattfinden soll.

Dem Kongress werden folgende Konferenzen vorausgehen: Am Freitag, den 29. Juli und Samstag, den 30. Juli vormittags: Internationale gewerkschaftliche Arbeiterinnen-Konferenz und Konferenz der Internationalen Berufssekretariate. Am Samstag, den 30. Juli, nachmittags, und Sonntag, den 31. Juli: Ausschusssitzung.

Die Russen gegen Amsterdam.

Der Kampf soll verschärft werden.

Der 7. russische Gewerkschaftskongress nahm unter anderem eine Resolution an, die sich mit der internationalen Lage befaßt und über das Verhältnis der russischen Gewerkschaften zur Roten Gewerkschaftsinternationale (ROK) unter anderem besagt:

„Der 7. Gewerkschaftskongress der Sowjetunion hält die Entwicklung und Festigung der ROK, sowie die weitere Entwicklung und Tätigkeit zur Gewinnung der breiten Arbeitermassen für notwendig und beauftragt das Präsidium des Zentralkomitees der russischen Gewerkschaften, durch seine Vertreter an der Tätigkeit der ROK, systematisch und energisch teilzunehmen und gemeinsam mit allen Brudersektionen auf dem Wege des engsten Zusammenschlusses des internationalen Proletariats vorwärts zu schreiten, um einen organisierten und planmäßigen Kampf gegen den Kapitalismus und gegen dessen Ausbeutungssystem zu führen.“

In 14. Punkten wird die Aufgabe der ROK formuliert und die Festigung der Verbindungen zwischen den russischen Gewerkschaften und der ROK, und den abgepalmenen Organisationen der einzelnen Länder verlangt. So verlangt Punkt 7:

„Die Erweiterung und die organisatorische Festigung der selbständigen revolutionären Verbände sowie der revolutionären Widerheitsbewe-

Anträge zum Kongress können nur von angeschlossenen Landeszentralen und der Konferenz der Internationalen Berufssekretariate gestellt werden und müssen mindestens zwei Monate vor Zusammenritt des Kongresses in den Händen des Amsterdamer Bureaus sein; sie müssen mindestens einen Monat vorher den Landeszentralen und den Internationalen Berufssekretariaten zugestellt werden.“

Die Konversion der Kassencheine.

Wie wir bereits berichtet haben, hat der Finanzminister die Absicht, durch eine Anleihe einen gewissen Betrag der alten sechsprozentigen Kassencheine zu tilgen und neue fünfprozentige herauszugeben. Ein sicheres Blatt meidet man, daß es diesbezüglich bereits zu einer Vereinbarung mit dem Bankkonjunktium gekommen ist und daß der Betrag, für welchen fünfprozentige Kassenanweisungen herausgegeben werden, 480 Millionen beträgt — Der Staat erspart wohl ein halbes Prozent an Zinsen, was er aber den Banken dafür geben wird, wird man ja später einmal erfahren.

Die erste Dividende der Nationalbank.

6 3/4 Prozent = Kr 230.— per Aktie.

In der am 24. Jänner abgehaltenen Sitzung des Bankrates wurde der Rechnungsabluß für das erste Jahr der tschechoslowakischen Nationalbank genehmigt. Der Gewinn beträgt 31.519.247 Kronen. Der am 24. Jänner zusammengetretene Generalversammlung wird der Antrag auf Auszahlung einer Dividende im Betrage von 6 3/4 Prozent (6 3/4 Dollar auf eine Aktie im Werte von 100 Dollar) gestellt werden. Die Dividende wird mit dem runden Betrag von 230 Kronen pro Aktie ausgezahlt werden.

Eine schwedische Fabrikation in der Tschechoslowakei. Die die „Proger Werke“ meidet, beschäftigt ein Strahelmer Konzern in der Tschechoslowakei eine Fabrikation elektrischer Maschinen im Leben zu rufen.

Proger Produktionswerke. (Olligateller Bericht vom 25. Jänner.) Die Wäse wie von durchsichtlichen Flecken nach und nach bewegt sich in mittleren Breiten. Der Kaffeemarkt war unruhig; Roggen und Weizen verkehrten eine weitere Tendenz, für welche demnach herrschte eine schwächere Stimmung und in Weizen war vollkommene Ruhe. Auch der Weizenmarkt blieb ruhig. Mais befingte sich etwas. Futtermarkt, Weizen und Stroh, blieben ohne größeren Ansehen. In Getreidemärkten herrschte Ruhe bei unbedeutenden Preisen. Getreidemärkte setzten Absichten ihre Aufwärtsbewegung fort. Getreide, sowohl amerikanisches als auch ungarisches, blieb im Preise unverändert und ohne größeres Geschäft. Auf dem Kolonialwarenmarkt gingen Kaffee und Reis alter Ernte etwas im Preise herunter. — Es notierten in Kr: Weizen, Prag 235—243, böhm. Roggen, Prag 212 bis 215, prima Gerste, Prag 170—175, Weizen, Prag 155—160, böhm. Hafer, Prag 110 bis

Martin Andersen Nexö.

Von Bruno Schönlank.

Nexö, der dieser Tage bereits in einigen jüdisch-deutschen Zeitschriften vor den Arbeitern gesprochen hat, liest heute in Prag im „Kulturraum“ aus seinen Werken.

Martin Andersen Nexö ist der Dichter des landlichen Proletariats, das in dem Maßstrom der Großstadt verrieben und umgestoßen wird. Ueber alle seine Schilderungen ist ein Naturgefühl ausgegossen, das in keiner plastischen Darstellungskraft ein ungeheures starkes Leben gewinnt. Ob er Kröten an Meeresstrand niederlegen läßt, ob er sich in das Leben eines Fisches verleiht, ob er die grünen Weiden mit ihrem Vieh ersehen läßt, oder ob er das düstere Geau einer Weisfalterne zeichnet, immer wieder ist man überrascht, wie klar und überzeugend seine Wäsen-Schilderungen dastehen. Mit derselben Kunst stellt er auch keine Menschen dar, so daß sie im breiten Strom einer ruhigen Klarheit in ihrem Schicksal geföhrt werden. Da ist keine Hast und zitternde Querschlächtigkeit, sondern ein ruhiges und liebendes Verweilen, wie wir es bei den das Volk schilbernden Malern der niederländischen Schule finden.

Aber dennoch, seine Menschen, ja selbst arme Kreaturen von Pferden, lassen uns um ihr Schicksal zittern, über allem liegt eine verhaltene Spannung, und nur die Kraft seiner Wäsen-Schilderungen hält so fest, daß wir keine Seite zu überschlagen wagen.

Der Dichter, der selbst dem besetzten Bauernstande entspringt, der wie sein Velle der Eroberer den immer wechselnden Gefangenen des Meeres und das breite Bild der Scholle, die erge Welt des schwer ringenden Handwerks der kleinen Stadt und die atemraubende Spannung der Großstadt in sein Erleben einflößt, schenkt uns neben vielen kleineren wertvollen Arbeiten zwei Werke, „Velle der Eroberer“ und „Eine Menschenkind“, die zu den klassischen Werken des proletarischen Lebens und Kampfes gehören. Der Zwiespang zwischen Meer und Scholle und der Großstadt ist das Leben von Martin Andersen-

Nexö selbst, der den Namen der Anderen — in Dänemark so zahlreich wie Sand am Meer — in der Welt zu neuem starkem Klingeln brachte. Wie der Märchendichter H. C. Andersen aus kleinsten Verhältnissen stammte, so auch Nexö. Weil jeder Dichter aus den Erlebnissen seiner Kindheit schöpft, die sich im Leben des Mannes zur Gestaltung drängen, ist sein Werdegang für uns überaus wichtig.

Nexö wurde 1869 in einem der armen Arbeiterviertel Kopenhagen, auf Christianshavn, geboren. Sein Vater war Steinmetz und entstammte einer verarmten Bauernfamilie, der durch Flugland die Felder vertrieben wurden. Ein armeloses Heim und eine kinderreiche Familie, kaum daß die Kinder kriechen konnten, mußten sie mit zum Brotwerb beitragen: Zeitungen austragen, Barspäne aufheben, Votengänge gehen. Die Mutter ging mit dem Handwagen umher und verkaufte Fische. Mit seinem neunten Lebensjahr begann der große Umschwung, die Ueberziehung nach der Insel Bornholm. Auch hier schwere Arbeit, den Sommer über Vieh hüten, im Winter mit dem Vater auf den Klippen Steine klopfen. Doch welcher Kontrast im Vergleich zu Kopenhagen! Wie klang die dürstige Seele des Knaben jedes Erleben der Landschaft in sich ein Menschen und Vieh, Ader und Meer mit samt dem wechselnden Jauber der Jahreszeiten. In Schulunterricht war kaum zu denken. Selbst die dazu bestimmten sechs Monate im Winter wurden von öfteren Hofenarbeiten unterbrochen. Um so mehr zog seine hungriige Seele die unverblühten Offenbarungen des großen Buches der Natur und der Menschenschicksale in sich hinein. Er schaute mit seinen eigenen Augen. Kaum flügte, muß er das elterliche Nest verlassen, um Hütung zu werden, eine Arbeit, die ihn in Dänemark als schwerste Männerarbeit gilt. Von 3 Uhr morgens bis 9 Uhr abends muß er auf den Weiden sein. Nach einem Jahr verdingt er sich auf vierzehntägigen Gehalt bei einem Schuhmacher in Rönne und bleibt dann noch bei diesem Jahre einhalb Jahr. Später wird er Handlanger bei den Maurern. Bei dem Bau einer Kirche auf Bornholm lernt er einen deutschen Glasergefellen kennen, einen glühenden Internationalen, der

ihm die Augen für die soziale Frage öffnete und hellseherisch den Dichter des Proletariats in Nexö vorausah, der sich damals der in ihm schlummernden dichterischen Kräfte noch gar nicht bewußt war.

Durch Selbststudium und den Besuch von Volksschulen hatte sich Nexö weitergebildet und durch die Volkshochschule zu Kjöbenhavn, die er im Winter 1891/92 besuchte, erhielt er den ersten starken Ueberblick über das Dasein. Vom Frühjahr bis in den Herbst arbeitete er gärtnerisch in Kjöbenhavn, um dann wieder die Volkshochschule besuchen zu belangen. Darauf wurde er Lehrer an einer Fortbildungsschule, doch mußte er sich noch nachtsüber auf das Vorbereiten, was er tagsüber lehren sollte. Er wurde schwer krank und schwandte lange zwischen Leben und Tod. Die Witwe des Dichters Nexö verpflegte ihn über ein halbes Jahr und verlor ihm zu 400 Kronen, mit denen er länger als zwanzig Monate Italien und Spanien durchstreifte. Durch Artikel für Provinzialblätter, durchschnittlich mit 150 Kronen bezahlt, verjagte er die Summe zu strecken, lernte, selber hungernd, auch dort das arme Volk von Grund aus kennen und eignete sich dessen Landesprache an. Von einem französischen Hafen aus gelangte er auf Kosten der Armenkasse nach Dänemark zurück, wo er Vorträge über Italien hielt und den einjährigen Staatskursus an einer Landeshochschule mitmachte. Er wurde Lehrer, wurde das Recht an seinen Büchern und lehrte des Tags, bis er der Ueberanstrengung nicht mehr gewachsen war und seit 1901 nur noch mit der Feder sich des Lebens Unterhalt verdienen konnte.

Seinen literarischen Wipfel erreichte er mit dem Roman „Velle der Eroberer“. In ersten löstenden Berichten aus bis zur strahlenden Entfaltung seines großen Erzähler-talentes war ein großer Weg. Von den „Schatten“ (1898), „Eine Mutter“ (1900), „Erdbunt“ (1900), den Kleinbürgerroman „Die Familie Frank“ (1901), „Ueberfluß“ (1902), „Sonntags“ (1903), die einer neuen Reise nach dem Süden ihr Dasein verdanken, bis zu dem Standardwerk der proletarischen Romane „Velle der Eroberer“ (1906—1910), an dem er über 16 Jahre gearbeitet hatte und der das Leben seiner Generation umspannt.

Im Schaffen des Dichters folgten kleinere Romane „Der Uebergang der Erde“, „Velle der Kindheit“ (1911), „Das Bild“ (1913), das soziale Drama „Die Leute auf Vangoard“ (1915), bis er wieder in dem großen Roman der Proletarier „Eine Menschenkind“ sich breit und hart ausströmte.

Schon die knappe Skizzierung eines Lebens zeigt, wie stark in den Werken des Dichters die eigenen Erlebnisse miteingeflossen wurden. Nexö ist kein wissenschaftlicher Sozialist, kein Sozialistens eufhänger mehr der starken Gefühlswelt, und so schwingen seine Symphonien zwischen Anarchismus und Kooperativismus. Aber vielleicht gibt ihm gerade das die große Ausdauer, das Selbstvertrauen in die Gefühle des einzelnen und der Masse. Keiner je hat hellhöriger in die Hinterbeine des Proletariats gelauscht, keiner ist lieberholler ihrer Entwicklung gefolgt. Und die Schilderung der „Arbe“ in seinem Velle diesem Rastpunkt der Entwurzelten und De-klassierten schenkt ihm darum ebenso meisterhaft wie die Darstellung eines großen Streiks, den wir in allen Phasen mit verhaltenem Atem miterleben. Er sieht die Gefahren, die in so manchem Kleinbürgerlichen Traum der Arbeiterschaft enthalten sind und hebt überall die Decke auf, wo sich unter irgendeiner Hülle die Ausbeutung verbergen will. Ob er in „Eine Menschenkind“ die Tragödie des Dienstmanns darstellt und das überwältigende Maß von Demütigungen und bitterer Freude mit ihr bis zum Grund leert, ob er mit keinem Velle in einem ständigen lauernden Auf und Ab unentdeckter Auf sich durchringt, ob er in der Familie Frank die tragische Komödie des verkommenen Menschen darstellt, ob er die Klüben der Kindheit aufsucht, immer wieder fühlen wir die Gestaltungskraft des Dichters, die allem auf den Grund zu kommen sucht.

Keiner beschreibt so wie Nexö das Schicksal der von der Stadt aufgewachsenen Landbewohner, die noch den Rhythmus des Aders oder des Meeres in sich tragen, bis das Vermin der Fabriken, der Schrei nach Brot das Elend der Landlosen und die Hoffnungen und Ängste des Industrie-proletariats sie in den freibigen Rhythmus ihrer Arbeitsbrüder hineinzog.

